

Preußen, Europa und das Reich

Herausgegeben von
OSWALD HAUSER

SONDERDRUCK
Im Buchhandel nicht erhältlich.



1987

BÖHLAU VERLAG KÖLN WIEN

Walther Hubatsch †

Walther Hubatsch starb am 29. Dezember 1984 unerwartet für alle, die ihn in gewohnter Pünktlichkeit seine täglichen Aufgaben erfüllen sahen und die sich von seinen weit in die Zukunft hineinreichenden Plänen mitreißen ließen, viel zu früh auch jenen, denen er sich in ganz persönlichen Gesprächen während der vergangenen Monate gelegentlich geöffnet hatte und die wußten, welche Anstrengung es ihn kostete, allen Verpflichtungen uneingeschränkt nachzukommen. Seine letzte Lektüre war Helmut Thielicke's Autobiographie »Zu Gast auf einem schönen Stern« (1984), und wie bei jedem Buch, so stellte Hubatsch auch während dieser »lectio continua« Betrachtungen an, Vergleiche zu seiner eigenen Sicht und Überlegungen, wie er als Miterlebender seine Zeit und die Menschen, die ihm begegneten, schildern würde.

Hätte Hubatsch die Muße gefunden, seine Autobiographie zu verfassen, so wären neben dem Universitätsprofessor der Reserveoffizier, der Kapitän zur See, der Rechtsritter des Johanniterordens, der Synodale der Evangelischen Kirche, der in zahlreichen deutschen und ausländischen Gremien Tätige, der Organisator, der Sammler und der Chronist seiner Zeit zu Wort gekommen. Das Interesse an der Geschichte, das ständige Erforschen der historischen Dimensionen in allen Lebensbereichen, der Gewinn neuer Erfahrungen, waren das Band, das die vielen Seiten dieser Persönlichkeit vereinigte.

1973 hatte Walther Hubatsch während einer schweren Krankheit einige Verfügungen »in casu mortis« aufgeschrieben und sie unter das Wort Joh. 1,16 gestellt: »Und von seiner Fülle haben wir alle genommen Gnade um Gnade«. Dankbarkeit für alles Erreichte gehörte zu den bestimmenden Zügen seines Wesens, selbst in Zeiten bitterster Erfahrungen und großer Enttäuschungen.

Carl Walther Hubatsch war am 17. Mai 1915 in Königsberg/Pr. geboren. Die Kindheitsjahre verbrachte er in Tilsit, wo er das Humanistische Gymnasium besuchte und die Reifeprüfung ablegte. Die Familie Hubatsch, aus dem sächsisch-lausitzischen Gebiet stammend, lebte erst in der dritten Generation in Ostpreußen. Johann Hubatsch, der Großvater, war dort Chefredakteur der Tilsiter Allgemeinen Zeitung geworden; Richard Hubatsch, sein Sohn und Vater von Walther Hubatsch, hatte die Beamtenlaufbahn eingeschlagen.

Die Familie der Mutter war seit langem in Ostpreußen ansässig. Walther Hubatsch, der ein besonders inniges Verhältnis zu seiner Mutter hatte, charakterisierte sie als eine »echte Natangerin«; sie brachte ihre Kenntnisse ostpreußischer Eigentümlichkeiten, Sprachwendungen und Gebräuche in die Arbeiten am Preußischen Wörterbuch von Walther Ziesemer ein und gehörte auch noch nach dem Zweiten Weltkrieg zu seinen Gewährsleuten.

Walther Hubatsch leistete ein freiwilliges studentisches Arbeitsdienst-Halb-jahr bei Vorflut-Arbeiten im Memeldelta, diente 1934/35 beim Ausbildungsbataillon des Infanterie-Regiments 1 in Tilsit und begann anschließend mit dem Studium der Germanistik, Geschichte und Geographie in Königsberg. Es folgten Semester in München, Hamburg und Göttingen. Jede dieser Universitäten erwies sich in ihrer Weise als anregend für das Verständnis seiner Studienfächer, die er inhaltlich neu begriff und in ihrer engen Verbindung miteinander verstehen lernte. Zunehmend fand er Interesse an Nachbardisziplinen. Das Staatsarchiv Königsberg lernte Hubatsch schon während der ersten Königsberger Semester kennen. Niemand konnte damals ahnen, wie folgenreich die Begegnung mit dem Briefarchiv des Herzogs Albrecht von Preußen im Rahmen einer hilfswissenschaftlichen Übung für sein Leben werden würde und wie sehr er sich später unter veränderten Bedingungen der Pflege der ostpreußischen Landesgeschichte verpflichtet fühlen mußte. In München eröffnete sich ihm die Welt der Bildenden Kunst und der Musik; in Hamburg lag das Schwergewicht auf dem Studium der Geographie. Er betrieb meteorologische Beobachtungen und unternahm tagelange Exkursionen, um die ostfriesischen Moorlandschaften zu besichtigen und die Anlage von Fehnkulturen zu erforschen.

Der Entschluß, die Geschichtswissenschaft zu seinem Beruf zu machen, erfolgte in Göttingen. Dort begegnete er Karl Brandt, Percy Ernst Schramm und Siegfried A. Kaehler, Gelehrten, die Hubatsch neben Friedrich Baethgen in Königsberg als seine wichtigsten Lehrer bezeichnete. Sie legten ihm die wissenschaftliche Laufbahn nahe. 1939 bis 1944 stand Hubatsch als Infanterie-Offizier an der West- und Ostfront im Felde. 1939 hatte er die Staatsprüfung abgelegt; die Promotion erfolgte 1941 während kurzer Fronturlaube, unter ähnlich schweren Bedingungen 1943 die Habilitation. Mit der von Siegfried Kaehler betreuten Dissertation über »Das deutsch-skandinavische Verhältnis im Rahmen der europäischen Großmachtpolitik« hatte sich Hubatsch auf ein Forschungsfeld begeben, dem er bis zu seinem Tode, unter anderem jahrelang als Gutachter für den Sonderforschungsbereich 17 (Skandinavien) der Deutschen Forschungsgemeinschaft, treu blieb. Aus eigenem Erleben kam er zur Kriegs- und Militärgeschichte. Percy Ernst Schramm hatte ihn als Mitarbeiter bei der Führung des Kriegstagebuchs des Oberkommandos der Wehrmacht herangezogen. Für den Historiker Hubatsch ergab sich aus dieser Tätigkeit das wissenschaftliche Problem, das Kriegstagebuch als Geschichtsquelle zu betrachten und gewisse Grundsätze bei seiner Anlage im Hinblick auf zukünftige Historikergenerationen von vornherein zu berücksichtigen. Als Reserveoffizier bei der Bundeswehr hatte er später die Möglichkeit, die erprobte, praktische Gestaltung der Kriegstagebücher in zahlreichen Lehrgängen vorzuführen, bei Manövern zu üben und die bis heute gültigen Maßstäbe einer nachfolgenden Generation weiterzugeben.

Zur dritten und entscheidenden Aufgabe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit aber wurde die Beschäftigung mit den Beständen des Staatsarchivs Königsberg, die nach ihrer Evakuierung aus Ostpreußen 1947 in Goslar wiederentdeckt und

schließlich in das Staatliche Archivlager in Göttingen überführt wurden, woran Hubatsch maßgeblich beteiligt war. Er hatte bald nach Kriegsende seine Tätigkeit an der Georgia Augusta beginnen können, versah gleichzeitig einen Lehrauftrag an der Bergakademie Clausthal und pendelte bald zwischen Göttingen, Goslar, wo die Königsberger Bestände vorerst noch in der Kaiserpfalz lagerten, und Clausthal hin und her, erfüllt von der Besessenheit für seine Aufgabe und seinen Beruf, der für ihn von Anfang an Berufung war. Er setzte seit 1948 im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht den Druck der von Erich Joachim erstellten »Regesta historico-diplomatica Ordinis S. Mariae Theutonicorum 1198-1525« und der Regesten von Pergament-Urkunden aus der Zeit des Deutschen Ordens durch, gewann Studenten für die Mitarbeit bei der Auswertung der kostbaren Bestände und regte sie an, Seminarreferate und Examensarbeiten auf der Grundlage der Königsberger Quellen anzufertigen. Er selbst wandte sich der Gestalt des ersten Herzogs in Preußen, Albrecht von Brandenburg-Ansbach, zu, dem er nach dem Vorbild von Karl Brandt »Karl V.« eine Biographie widmete: »Die vorliegende Lebensbeschreibung hat ihre weit zurückliegenden Wurzeln in Jugendeindrücken von der Heimatstadt des Verfassers, in der er seine Schul- und Universitätszeit begann. Die Stätten des Lebens und Wirkens des Preußenherzogs – Schloß, Dom, und Universität – waren ihm vertraut, noch bevor er durch Karl Kasiske in die Arbeit an den Akten des Königsberger Staatsarchivs am Hansaring eingeführt wurde. Das Wiedersehen mit ihnen zehn Jahre später am Auslagerungsort Goslar wurde nicht zu einer Stunde der Erinnerung, sondern zur Fortsetzung des nun klarer erkannten eigenen Auftrags,« schrieb Hubatsch im Nachwort.

Dem biographischen Moment, den verantwortlich Handelnden in ihrer Verflechtung mit der Umwelt, räumte Hubatsch auch in anderen Darstellungen einen vergleichsweise breiten Raum ein, so in Beschreibungen von Epochen oder Einzelereignisse, so in der Schilderung von Verwaltungsabläufen oder geistigen Auseinandersetzungen. Auf dem Historikertag in Moskau 1970 setzte er sich in einem Vortrag mit »Biographie und Autobiographie – das Problem von Quelle und Darstellung« auseinander und bezog Stellung gegen eine Geschichtsbetrachtung, die unter einseitiger Betonung von »Strukturen« im historischen Verlauf die in Raum und Zeit Entscheidungen treffende Persönlichkeit allzu gering einschätzte oder gar übersah.

Die Beziehungen zur Stadt Göttingen, zu ihrer Universität und vor allem zum Staatlichen Archivlager in der Merkelstraße 3 blieben auch nach der Berufung von Hubatsch an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn seit 1956 erhalten. In Bonn wurde Hubatsch, der zunächst nur die Stellung eines beamteten außerordentlichen Professors für Mittelalterliche und Neuere Geschichte innegehabt hatte, 1959 endlich Ordinarius. Im Historischen Seminar war er bald als strenger, pünktlicher, unermüdlich arbeitender, nicht eben verbindlich wirkender, aber stets zuverlässiger und einsatzbereiter Professor bekannt. Seinen Kollegen stand er, wie er es einmal ausdrückte, »mit prüfender Zurückhaltung« gegenüber und schloß sich schwer an. Die Stadt Bonn und den

Rheinstrom in der unmittelbaren Nähe des Historischen Seminars liebte er; ein »Rheinländer« ist er nie gewesen. Aber jeder, der sich ihm anvertraute, fühlte sich gut aufgehoben. Für alle, die mit ihren Problemen zu ihm kamen, war er der geduldige Zuhörer, Ratgeber und Helfer, nicht selten unter großem persönlichen Einsatz. Die regelmäßigen Exkursionen nach Göttingen und die Bekanntschaft mit den Königsberger Archivalien haben auch auf den Studiengang vieler seiner Bonner Studenten richtungweisend gewirkt.

Die »Studien zur Geschichte Preußens«, eine 1958 von Hubatsch gegründete wissenschaftliche Reihe, zeigen die Vielfalt der Problemstellungen, mit denen sich seine Schüler, deren Dissertationen dort aufgenommen worden waren, beschäftigten. Ein Schwerpunkt dieser Reihe sind Darstellungen preußischer Verwaltungstätigkeit. Hier wirkten Hubatsch und seine Schüler bahnbrechend zu einem Zeitpunkt, als sich die Verwaltungsgeschichte als selbständige Richtung neben der Rechts- und Verfassungsgeschichte eben erst herauszubilden begann. Aus den sich während der Bearbeitung verwaltungsgeschichtlicher Dissertationen ständig wiederholenden Fragen nach dem zureichenden Quellenfundament, nach einer Vervollständigung des Materials oder nach der Erschließung von Ersatzquellen, wo die notwendige Grundlage durch Kriegsverlust nicht mehr verfügbar war, erwuchs der Plan eines »Grundrisses zur deutschen Verwaltungsgeschichte« für den Zeitraum 1815-1945. Der »Grundriß« sollte durch Nachweise derzeitiger Standorte von gedruckten und ungedruckten Quellenzeugnissen eine zukünftige Verwaltungsgeschichtsschreibung erst ermöglichen, selbst jedoch keine Darstellung sein. Mit der Reihe A: Preußen Bd. 1: Ost- und Westpreußen begann 1975 dieses umfangreiche Werk, das in seiner Zielsetzung ungewöhnlich war und des vollen Einsatzes des Herausgebers Hubatsch bedurfte, seine Idee durchzusetzen und Mitarbeiter, Geldquellen für den Druck, einen Verlag und nicht zuletzt eine Käuferschicht dafür zu gewinnen. Hubatsch sparte nicht mit persönlichen Opfern, unternahm viele Reisen, vor allem zur Erschließung der Berliner Archiv- und Bibliothekslandschaft, und ermunterte sich und die Mitarbeiter zu unablässigen Arbeitseinsätzen, um bei steigenden Kosten die Herstellung in einer vertretbaren Zeit nicht zu gefährden und eines Tages auch abzuschließen. Von Hessen-Darmstadt, Württemberg, Baden und Bayern abgesehen, die die Reihe C der süddeutschen Staaten bilden sollten, liegt der »Grundriß« vollendet vor; Band 22 (1983) hat die Reichsbehörden und reichsunmittelbaren Gebiete zum Inhalt. Dieses Werk ist ein eindrucksvolles Denkmal für die Schaffenskraft, den Forscherdrang und den großen, selbstlosen Einsatz seines Herausgebers, der für alle seine Mitarbeiter die Maßstäbe setzte. Daß neben der Verwaltungsgeschichte die Entwicklung einzelner Behörden wissenschaftlich aufgearbeitet werden mußte, hatte Hubatsch gleichfalls erkannt und 1978 mit einer Monographie über das Reichswirtschaftsministerium den Anfang gemacht, dem ähnliche Arbeiten für andere Behörden hätten folgen können.

Es ist für die Arbeitsweise von Walther Hubatsch bezeichnend, daß er ein Forschungsfeld niemals als endgültig bestellt betrachtete, sondern bereits

Behandeltes unter neuen Gesichtspunkten immer wieder erneut zum Gegenstand seines Interesses machen konnte. Reisen regten ihn an, sich mit dem Deutschen Orden im Orient zu beschäftigen, nachdem er ihm längere Zeit keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte; eine Gastprofessur in Uppsala im Jahre 1963 rückte Skandinavien wieder verstärkt in sein Blickfeld; Anregungen, die Marinegeschichte nicht zu vernachlässigen, brachte er von jeder Wehrübung mit. Auch der Dienst an Bord während der Manöver der Bundesmarine erweiterte die Erfahrungen des Historikers; die Fahrt mit der »Gorch Fock« verstand er nicht allein als Erlebnis innerhalb seiner Crew, sondern ließ sich zu Betrachtungen über die Geschichte der Seefahrt hinreißen. Die Entwicklung des RADAR-Wesens vergab er als Dokorthema und begleitete seinen Schüler auf einem Zerstörer nach Nordnorwegen, um die Erprobungen des Funkmeßwesens zu beobachten. 1966 übernahm »der prominente Reservist« (Steinburger Rundschau vom 20.8.1966), Korvettenkapitän Hubatsch, in Glückstadt vertretungsweise die Leitung des 3. Marineausbildungsbataillons, wobei er dort die allgemeine Menschenführung, die richtig verstandene »Innere Führung«, als vorrangige Aufgabe erkannte und in Anlehnung an die Gepflogenheiten des Bonner Historischen Seminars begann, regelmäßige Sprechstunden für seine Leutnants einzurichten.

Daß ihm die Mitgliedschaft der 1979 gegründeten Marine-Akademie angetragen wurde, überrascht nicht. Hier nahm er sich der Schriftenreihe besonders an, da er nach dem Erscheinen seiner Sammelschrift »Kaiserliche Marine« (1975) erkannt hatte, daß die Marinegeschichte der wissenschaftlichen Pflege bedurfte. Wider Erwarten war die »Kaiserliche Marine«, die er aus eigenen Mitteln hatte drucken lassen, sofort vergriffen; das Buch gehört heute zu den Raritäten.

Zu seinen Arbeiten über den militärischen Verlauf des Zweiten Weltkriegs hatte Hubatsch erste Anregungen während der Kriegstagebuchführung des OKW empfangen. Den »1943« betreffenden Band gab er 1963 heraus, nachdem er schon im Jahre zuvor Hitlers Weisungen für die Kriegführung ediert hatte. Wie bei anderen Editionen, so teilte er seine Interpretationen der Quellen und ihre Einordnung in den Gesamtzusammenhang in kleineren Studien mit; die entsagungsvolle Herausgebere Tätigkeit und die Durchformung des Materials in Darstellungen bildeten bei Hubatsch eine untrennbare Einheit. Das trifft auch für seine Mitwirkung an der Dokumentation der Deutschen Jugendbewegung 1920-1933 zu. Seine Beteiligung an der Arbeit der Schülerbibelkreise in Ostpreußen als Schülerleiter hatte ihn zum Zeugen und Wissensträger um die Situation der Jugend nach dem Ersten Weltkrieg werden lassen. Parallel zur Sammlung der gedruckten Überlieferung erfolgte auf sein Betreiben die Aufbereitung von Originalfilmstreifen über die Arbeit einzelner Bünde.

Es gab jedoch auch Themen, die von außen an Hubatsch herangetragen wurden und die er zunächst als »Aufträge« empfand, bis er sie sich völlig zueigen machte und in sein Forschungsprogramm einbaute. Die »Geschichte der Evangelischen Kirche Ostpreußens« war ein solcher Auftrag gewesen. Unter den

Händen von Walther Hubatsch nahm der vielfach unaufbereitete und unzusammenhängend überlieferte Stoff Gestalt an. In dreijähriger intensiver Arbeit trug er in Bibliotheken und Archiven, in Sammlungen und durch Befragung von Wissensträgern, insbesondere von ostpreußischen Pfarrern, das Material zusammen, das eine geschlossene, lesbare Darstellung der kirchlichen Entwicklung seiner Heimatprovinz von 1525-1945 ermöglichte. Fasziniert von der Aussagekraft der Quellen, ergänzte er den erzählenden ersten Band durch einen Dokumentenband und ließ als dritten Teil eine Bilddokumentation über kirchliche Bauwerke folgen.

Auch das Buch über »Friedrich den Großen und die preußische Verwaltung« verdankt sein Entstehen einer Anregung von außen, der Bitte der Londoner Historikerin Prof. Dr. Ragnhild Hatton, einen Beitrag für ihre Reihe »Men in Office« zu liefern. Daß er auch hier Neuland betreten hatte, wurde Hubatsch während der Beschäftigung mit dem Stoff zunehmend klar. Umso mehr ließ er sich von der Aufgabe gefangen nehmen, sich in das 18. Jahrhundert zu vertiefen und dem von ihm sehr verehrten Monarchen in seiner Tätigkeit für den friedlichen Ausbau des preußischen Staates ein Denkmal zu setzen.

Neuland betreten, Lücken ausfüllen, Unvollendetes zum Abschluß bringen – diesen Aufgaben hat sich Walther Hubatsch niemals entzogen. Er übernahm die Vervollständigung der von Erich Botzenhart begonnenen Edition der Briefe und amtlichen Schriften des Freiherrn vom Stein; er brachte unter fast abenteuerlichen Umständen das amtliche deutsche Seekriegswerk »Der Krieg zur See 1914-1918« zum Abschluß, indem er die als verschollen geltenden Manuskripte ermittelte und veröffentlichte.

Nach dem Abschluß der Reihen A und B des »Grundrisses zur deutschen Verwaltungsgeschichte« hatte sich Hubatsch in Zusammenarbeit mit dem Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz in Berlin die Edition der Briefe und Schriften Scharnhorsts zum Ziel gesetzt und mit methodischem Spürsinn und der ihm eigenen Arbeitsdisziplin mit den ersten Vorarbeiten begonnen, als Krankheit und Tod ihm ein vorzeitiges Ende setzten. Hier hinterläßt der, der so oft eingesprungen war, um Unvollendetes zum Abschluß zu bringen, selbst Unvollendetes.

Walther Hubatsch, der in- und ausländische Ehrungen und Auszeichnungen erhielt, sah seinen Platz in seinem Arbeitszimmer inmitten dicht gefüllter Bücherregale. Öffentliche Ämter und Ehrenämter übernahm er niemals ohne innere Bedenken und folgte solchen Berufungen mehr aus Pflichtgefühl als aus wirklicher Neigung, wenngleich stets mit einer gewissen Neugier auf den ihm neu zuwachsenden Daseinsbereich. Nach einer gebührenden Zeit gab er die Bürde gern wieder ab, so z.B. die Mitgliedschaft im Ostkirchenausschuß, im Nordostdeutschen Kulturwerk, in der Synode.

Im April 1984 war er in den Vorstand des J.G. Herder-Forschungsrates gewählt worden. »Ich war fassungslos (selten!)«, bemerkte er zu seiner überraschenden Berufung und nahm sie an, weil er hier wieder eine lohnende, ja dringliche Aufgabe erkannte.

Monate eines reinen Gelehrtenlebens, abgeschirmt von den Störungen der Umwelt, verbrachte er 1980 in Cambridge. »Meinen Wartburgaufenthalt« nannte er diese Zeit, in der er sich der Überarbeitung seines reformationsgeschichtlichen Kollegs widmete und ein kleines Taschenbuch über die deutsche Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts für den Gebrauch im akademischen Unterricht verfaßte. Dieser Cambridge-Aufenthalt, diese »Schutz- und Schonzeit«, die »friedlich, gleichmäßig, harmonisch und daher ertragreich in jeder Beziehung« verlief, war eine der wenigen Atempausen in den letzten Jahren, eine schöpferische Unterbrechung der Bonner Alltäglichkeit mit Augenblicken der Ruhe, des Entspannens, der Erinnerung: »Wenn ich in der hellen Nachmittagssonne am Cam sitze, auf die sattgrünen Wiesen sehe mit dem schwarzweißen Rindvieh, den lichten Sommerwolken, denke ich, ich bin an der Angerapp, und der Angerburger Ruderverein zieht vorbei – nur daß die Rufe der Steuerleute anders – nicht einmal fremdartig – klingen.«

Die wissenschaftliche Rückkehr zur Zeit Martin Luthers und zur Reformation bedeuteten auch die erneute Beschäftigung mit den Ereignissen im Preußenland in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und mit der Persönlichkeit Albrechts von Brandenburg-Ansbach. Das Ergebnis war der Plan für eine Ausstellung im Lutherjahr 1983 über die Reformation im Herzogtum Preußen.

Die Veranschaulichung historischer Vorgänge, sei es durch Skizzen, Diagramme, Karten, Filmdokumente, Bilder, Tonbänder oder auch im Rahmen einer Ausstellung hat Hubatsch stets für sinnvoll, ja notwendig gehalten, und es gehörte zu den Grundsätzen seiner Übungen im Historischen Seminar, den Studenten diese didaktischen Möglichkeiten nicht nur vorzuführen, sondern sie zu schulen, sie als Ergänzung zu ihren Referaten mit Einfallsreichtum und Phantasie einzusetzen. Er selbst ersann immer neue Wege, historisches Denken zu wecken und zu fördern und seinen Hörern das Rüstzeug mitzugeben, als Historiker in ihrer Gegenwart bestehen zu können, ein unabhängiges Urteil zu bewahren und alle Richtungen und Meinungen kritisch zu überprüfen, bevor sie ihnen folgten, auch wenn diese den Anspruch erhoben, als modern oder progressiv zu gelten.

»Der Historiker in seiner Gegenwart« war ein Problem, das Hubatsch zeit seines Lebens bewegte und zu dem er in Vorträgen, Rezensionen, in Rundbriefen an seine Schüler und immer wieder in persönlichen Gesprächen Stellung nahm. In den Wintersemestern 1955/56 und 1957/58 hatte sein Göttinger Kollege Reinhard Wittram Vorlesungen über Fragen des zeitgenössischen Geschichtsverständnisses gehalten und sie 1958 unter dem Titel »Das Interesse an der Geschichte« veröffentlicht. Seine Überlegungen zu diesem Buch fielen Hubatsch nach 25 Jahren während des Umzugs aus seinem Dienstzimmer in das Emeritenzimmer des Historischen Seminars 1983 wieder in die Hände.

Erstaunt bemerkte er, er habe den damaligen Äußerungen eigentlich nichts hinzuzufügen; sein Standort sei derselbe geblieben, den er damals Wittram gegenüber beschrieben habe.

Der Brief enthält einige der seltenen autobiographischen Äußerungen von Walther Hubatsch und ist mit seinem Aufruf zur Bewahrung der Tradition jetzt auch als ein Vermächtnis zu verstehen:

(Bonn), den 16.11.1958

Sehr verehrter, lieber Herr Wittram!

Diesen nachdenklichen Totensonntag-Vormittag, an dem meine Familie in Bremen weilt, benutze ich, um Ihnen zu Ihrem Buch »Das Interesse an der Geschichte« einige Zeilen zu schreiben. Ich danke Ihnen für die freundliche Übersendung ebenso, wie Ihnen alle danken werden, die mit unserem Fachgebiet zu tun haben und die Ihre Ausführungen als Bestätigungen und Vertiefungen der eigenen Beschäftigung empfinden. Gibt es doch kaum ein Argument, das Sie nicht aufgegriffen und durch mancherlei Beispiele veranschaulicht hätten. Gedanklich ist durch Ihr Buch wohl die größtmögliche Klärung des Themas nach dem augenblicklichen Stand der Erkenntnis und Forschung erreicht.

Die Lektüre des Buches hat mir aber noch etwas anderes vermittelt. So vollkommen und freudig ich Ihren Ausführungen zustimme und sie für mich als verbindlich ansehen darf, so werde ich eine geheime Unruhe nicht los, als ob ein Letztes noch nicht ausgesprochen ist, das, wie ich glauben möchte, nicht mich allein nur bewegt, wenn ich mich ganz persönlich nach meinem fortdauernden Interesse an der Geschichte befrage. Gewiß führt diese Frage von dem fort, was Sie als allgemein gültig, verbindlich dargestellt wissen wollten. Meine – wohlverstanden zusätzliche – Frage ist deshalb auch weder kanonisch noch akademisch. Sie ist verständlicherweise auch auf den Kongreßprogrammen nie anzutreffen. Und doch bewegt sie mich auf das stärkste, wenn ich über mein Verhältnis zur Geschichte nachdenke.

Die Lektüre der Tageszeitungen, der Umgang mit den politisch handelnden Persönlichkeiten, die Erwartungen junger Studenten von ihrem Fach verknüpfen unser Interesse an der Geschichte auf das engste mit der Ausgangslage, mit unserer gegenwärtigen politischen Situation. Ostdeutschland verloren – Mitteldeutschland in höchster Gefahr, vor unseren Augen bolschewisiert (ein dramatischer historischer Prozeß!) – Berlin bedroht – Westdeutschland sich täglich mehr dem Gemeinsamen entfremdend: wo liegt der Maßstab für die Einordnung dieses als Beispiel genommenen Vorgangs? In eschatologischen Bildern? In der Resignation an unserer Gegenwart? In der Festlegung der Kategorien vor 1914? Das hieße, in jedem Falle gegen die gegenwärtig wirkende Geschichte angehen. Ist es aber schon Grenzüberschreitung, wenn der Historiker nach der Spanne zwischen Einordnung und Distanz fragt? Vieles spräche für die folgerichtige Anerkennung der Abseitslage des Historikers, der doch nur von Berufs wegen im Nachvollzug der Gegenwart existieren könne. Vieles befördert demjenigen, der in der reinen Anschauung der Vergangenheit bleiben möchte, den Überdruß an der Moderne, die noch nichts ist, aber alles sein will, und der man doch selbst in einsamer Wohngegend nicht entfliehen kann, die mit Motoren auf den Straßen und in der Luft das Haus umdröhnt, die sich durch Zei-

tungen, Postsachen, Reklame, Rundfunk über die Bannschwelle schleicht, die Kindern und Hausmädchen über Schulen und Mitschülern längst vertraut ist. – Aber gehört es nicht auch zur Geschichte, wenn selbst der Historiker auf seine Gegenwart reagiert? Sich zur Wehr setzt, zurückweist? Dürfen wir uns ausnehmen, auf den Beobachtungsstandpunkt beschränken? Gehört nicht auch dieses zum Interesse an der Geschichte, daß wir unsere Überlegungen und Einsichten mitbeteiligen an dem Strom des Geschehens?

Ich möchte nicht von dem erzwungenen (und doch oft gern geteilten) Interesse an der Geschichte sprechen, das der Krieg uns brachte. Mir persönlich stellte sich am Kriegsende die Aufgabe, das Interesse an unserem Fachgebiet an unserer Kriegsheimkehrer-Generation, mit der mich so Vieles verband, neu zu erfahren, sodann ganz praktisch Hand anzulegen an die Rettung der Zeugnisse, in einer trotzigen Hochschätzung des Dokumentencharakters von Urkunden, in einem daraus abgeleiteten Postulat der Quellennähe als unerläßliche Arbeitsvoraussetzung. Bewahrung und Verfügbarmachung des archivalischen Materials war nicht Nebenbeschäftigung aus Organisationsfreude oder persönlichem Ehrgeiz, sondern mühsames Ringen um die gefährdeten Grundlagen – gegen die Gewalten der Zeit. Die Mitteilung hiervon und die rasch begonnene, durch Erfahrung gewitzigte Auswertung suchte eben nichts anderes als das Interesse an den Fundamenten der Geschichte und mußte sich damit lossagen von dem Gerede, das unverbindlich blieb, von den Essays, die verniedlichten, von den dünnen Strippen der Leitlinien. In Goslar und Merseburg, in Dresden und London ging der zeit- und kräfteraubende, meist nicht ungefährliche Kampf um die Erhaltung und Sicherung der Überlieferung. Um die Erinnerung an noch warm empfundenes Leben in unserer Heimat zu bewahren und das nunmehr Geschichte Gewordene in die allgemeinen Bezüge zu stellen, sahen wir uns – das ist Ihnen nicht anders ergangen – als Zeugen und zugleich als Mithelfer an der Urteilsfindung in einem großen Prozeß gefordert. Die Verarbeitung des Erfahrenen – der Zeitgeschichte also – wurde uns weiterhin auf-erlegt.

Neben den schriftlichen Zeugnissen forderten die verbliebenen Bauten – »Überreste« in einem von Droysen nie geahnten Sinn – zur Veranschaulichung fremd gewordener Epochen auf; neuartige Quellen wie filmische Dokumente verlangten schon im Frühstadium nach methodischer Bewältigung. Die Wiederaufnahme zwischenstaatlicher Beziehungen ließ den Historiker nach den Abweichungen in den geschichtlichen Wegen der Völker fragen.

Von einem aktiven Interesse an der Geschichte kann kaum mehr die Rede sein. Die Geschichte fordert mich, überlastet und erdrückt mich; kann sich ein Einzelner mit ausgebreiteten Armen dem Dammbuch entgegenstemmen? Geschichte ist heute weniger erhebend als verzehrend. Geschichte ohne Macht ist unmächtig; die Gewalt wiederum scheint der Geschichte nicht zu bedürfen. Die Drohung und Warnung, daß auch Geschichte zu Ende gehen kann, ist in unserer Gegenwart nicht mehr zu übersehen. Damit meine ich nicht die Möglichkeit einer plötzlichen Katastrophe. Etwas anderes ist schon seit Jahrzehnten

im Gang: die Eliminierung aller mißliebigen Schriftzeugnisse, bestenfalls deren Vereisung in geheimen Archiven, bis sie im Lauf der Jahrzehnte unverständlich werden, bis zur Beseitigung der Grabinschriften, ist in unserem Lebensalter vielfach geübte Wirklichkeit. Philologie und Archäologie hatten Methoden entwickelt, um Vergangenes lebendig zu machen. Eine Umkehrung ihrer Methoden zeigt genau an, was zu tun ist, um die Quellen für alle Zeiten zu verstopfen.

Wir stehen mit unserem Interesse an der Geschichte in einer Kampfsituation. Vielleicht ließe sich in einem »letzten Kapitel« mit der magischen XIII als Überschrift dazu noch einiges ausführen. Gegen die Mächte der Zerstörung wird die Bewahrung der Tradition anzurufen sein; bei deren Unterbrechung hilft nur ein fernwirkendes, unvoreingenommenes antiquarisches Interesse. Damit wären wir wieder bei dem, was Sie mit Ihren Vorträgen und mit Ihrer Schrift zu wecken gesucht haben. Nochmals herzlichen Dank dafür. Eine Antwort auf meine Bemerkungen, die sich nicht an der Reife Ihrer Schrift zu messen wünschen, erwarte ich nicht.

Ich habe hier einen guten Semesteranfang gehabt und wünsche Ihnen ein Gleiches. Ihnen und Ihrer Familie sendet herzliche Grüße Ihr Ihnen verbundener

[Hubatsch]